



JÜRGEN SEIDEL

**Blumen für  
den  
Führer**

cbj



JÜRGEN SEIDEL

**Blumen für  
den  
Führer**

cbj

# Inhaltsverzeichnis

Titel

Inschrift

Vorwort

## ERSTER TEIL - Haus Ulmengrund

Lambarene

Die Gemeinschaft

Flausen im Kopf

Wunderbare Menschen

Weltfriedensfest

Neuyork

Klipp und klar

Rhönfalke

Hausmeister Kiank

Das Wunder

Ein heiliges Versprechen

Der Brief aus Hamburg

Das Geheimnis

Wellblech

Der Sensenmann

## ZWEITER TEIL - Tausendschön

Die fremde Mutter

Minenleger U 64

Die Kunst des Segelfliegens

Das Liebesfieber

Schwarzerden  
Nächtliche Erzählungen  
Im Strafzimmer  
Herr Brot-Korff  
Glückskind  
Rattendreck  
Die Dichterin  
Liebste Gräfin  
Berlin ist nur der Anfang

## DRITTER TEIL – Mädchenblüten

Der Entschluss  
Die Wegwartenfeier  
Hochverehrter Doktor Schweitzer  
Verknallt  
Nächtliches Meer  
Schöne Ordnung  
Der Ball auf der Treppe  
Everything okay  
Die neue Freundin  
Die Dame mit der federleichten Schleife  
Die grün-blaue Frau  
Die Sehnsucht  
Der Kuss  
Purpurroter Lippenstift  
Der Mann im Lift  
Die Soiree

*Nachspiel*  
*Glossar*  
*Copyright*



Jürgen Seidel

**Blumen für  
den  
Führer**



*Now let him go to sleep with history.*

*LEONARD COHEN (Flowers for Hitler)*

# Vorspiel

Hitze und Stille liegen wie staubige Tücher über allem. Jede Bewegung der drei Mädels im Hof des Pensionats erscheint zu langsam, jedes ihrer Worte klingt gedämpft. Die hölzernen Wände des Stalls und die Steine der Hausfassade werfen kaum ein Echo zurück, wenn die drei miteinander flüstern. Der heiße Wind bewegt von Zeit zu Zeit die Wipfel der Ulmen. Bussarde drehen darüber ihre Kreise, ohne einen Flügelschlag, werden kleiner, bis sie kaum mehr zu erkennen sind.

Die Mädchen gehören zu den Jüngsten in Haus Ulmengrund, und Geheimnisse zu haben, ist schön. Im Schatten des Laubs hocken die drei um ein Geviert aus rötlichem Ölpapier, das in ihrer Mitte auf den Steinen liegt und nicht größer ist als ein Taschentuch. Fünf Zaubertütchen aus Papier liegen darauf. Drei sind aufgeschlagen und bannen ihre Blicke.

Das erste Tütchen zeigt sechs winzige, bleiche Hornschnipsel. Auf dem zweiten Umschlag liegt eine Haarlocke, mit Zwirn umwunden, für alle Zeit fixiert. Im dritten offenen Briefchen liegt nur ein Häufchen Sand und Erde. Aber der Sand ist wertvoller als alle Edelsteine Afrikas.

Das erste Mädel sagt: »Mein Cousin hat den Sand vor einer Steintreppe in Berlin aufgewischt, an der Stelle, wo das Auto des Führers immer hält und er aussteigt.«

Die anderen hören mit roten Gesichtern zu.

»Mein Cousin hat sich hinter einer Litfaßsäule versteckt«, erzählt das Mädel weiter, »und als der Führer oben auf der Treppe war, ist er schnell hingerannt. Diese Erde hat die Stiefelsohlen des Führers berührt!«

Die Mädchen fühlen einen Schauer über ihre Rücken laufen.

»Das Haar habe ich aus Finsterwalde mitgebracht«, berichtet das zweite Kind. »Meine Tante arbeitet dort in einer Uniformenfabrik. Sie machen auch Schirmmützen und sogar die Schirmmützen für den Führer. Ab und zu kommt er dorthin und lässt Maß nehmen, probiert neue Mützen an und lässt die getragenen liegen. Die Haare hat meine Tante mit einer Pinzette vom Stoff gelöst und gesammelt.« Das Mädchen sieht die anderen an und zeigt auf die dunkle Locke. »Das ist das Haar des Führers.«

Sie rufen leise Ah und Oh.

»Ein Schulfreund meines Onkels«, erzählt das dritte Mädchel, »ist Leibdiener des Führers, wenn er mit seinem Sonderzug auf Reisen ist. Er bringt ihm Brot, Milch und Salat, und manchmal hört er ihn durch die Wand leise beten, dass es dem deutschen Volk in Zukunft besser gehen soll. Die Fingernägel lässt sich der Führer von seiner Sekretärin schneiden, die die Reste niemals auf den Boden wirft. Sie lagen auf der Untertasse, als der Leibdiener den Kaffee abräumte.« Das Mädchen schweigt einen Moment und wechselt mit den anderen Blicke. Dann sagt es: »Es sind die Fingernägel unseres Führers.«

Die Kinder berühren den Schmutz, die Locke und die Hornschnipsel mit ihren Fingerspitzen und schütteln sich vor Glück.

Das ferne Böllern eines Motorrads dringt in die Stille. Die Mädchen horchen auf.

»Der Brot-Korff, der Verrückte«, sagt eines.

Sie falten die drei offenen Tütchen zusammen und wickeln alle fünf ins Ölpapier, legen das Päckchen in eine Blechdose und tragen sie zu einer kleinen Kapelle an der Straße, wo sich ihr Versteck befindet.

Das Motorenknattern wird lauter. Schließlich biegt ein Gespann in den Hof und macht eine ordentliche Staubwolke. Der Lärm erstickt, der Staub verweht. Ein Mann steigt ab, zieht seine Ledermütze und grüßt. Er öffnet die schwarze Schürze des Beiwagens und winkt die Mädchen zu sich. Sie

helfen ihm, ein Dutzend Brotlaibe über den Hof ins Haus zu tragen.

»Euch ist klar, dass ich weiß, was ihr gerade gemacht habt, bevor ich kam«, sagt der Mann.

»Wir haben nichts gemacht, Herr Korff.«

»Glaubt ihr etwa, dass ich euer Versteck nicht kenne?« Er nickt zu der Kapelle.

»Niemand kennt es.«

Korff lacht. »Die Bernsteinkapelle kennt jeder. Da solltet ihr vorsichtiger sein.«

Ein Mädels entgegnet: »Wer das Versteck verrät, dem wächst die Hand aus dem Grab, wenn er tot ist, oder er muss für immer durch die Welt fahren wie der Ewige Jude.«

»Meine Eltern sind schon lange mausetot«, sagt Korff, »und Jude bin ich auch nicht. Gott sei Dank in dieser Zeit.«

»Werden Sie uns denn verraten?«

Er schüttelt den Kopf.

Sie legen die Brote drinnen auf den Küchentisch und gehen wieder in den Hof hinaus. Der Mann beugt sich zu dem Beiwagen hinunter. Als er sich aufrichtet, hat er drei neue, kleine bunte Tüten in der Hand.

»Bourbonische Vanille!«, sagt er und reicht jedem der Mädchen eine Tüte. Sie machen artige Knickse. Jedes öffnet gleich sein Briefchen und saugt den Duft ein.

»Den Tüten, die ihr da habt, denen traue ich nicht so ganz, seid mir nicht böse«, erklärt er und deckt den Beiwagen wieder ab, zieht seine Lederkappe auf und steigt auf das Motorrad. »Wisst ihr nicht, dass es jedem einzelnen Haar wehtut, wenn man es abschneidet? Fingernägel bluten, auch wenn man es nicht sieht. Und Sand und Kieselsteine schreien, wenn man auf sie tritt. Da muss man nur die Ohren spitzen.«

Die Mädchen kichern.

»Ihr wisst ja gar nichts«, ruft er freundlich. »Möchte nur mal wissen, wer euch solche Tüten gibt. Aber ich hab es

eilig. Sagt der Frau Pensionatsleiterin bitte, dass sie das Brot auch nächstes Mal bezahlen kann.«

Er tritt das Motorrad an. Es lärmt und qualmt.

Die Mädels winken mit den neuen Tütchen. Der Mann lenkt das Gespann in einem weiten Bogen über den Hof und verschwindet laut böllernd in einer gelben Wolke, die hinauf zum sommerblauen Himmel steigt.

# **ERSTER TEIL**

## **Haus Ulmengrund**

# Lambarene

Mein Vater ist Arzt, meine Mutter Krankenschwester«, erzählte Reni flüsternd. »Sie arbeiten in Afrika und heilen Neger von seltenen Krankheiten, deshalb haben sie keine Zeit für mich und darum lebe ich hier mit euch zusammen in Haus Ulmengrund. Ich finde das nicht schlimm. Das Urwaldspital von Doktor Schweitzer<sup>1</sup> ist hundertmal wichtiger als ich.«

Mit diesen Sätzen begann sie fast jede ihrer Geschichten, nachdem eine der Erzieherinnen allen Mädchen eine Gute Nacht gewünscht und im Saal das Licht ausgeknipst hatte.

Reni redete so leise, dass nur ihre Freundinnen es hörten: Karin in dem Bett gleich über ihr, Janka und Friederike im linken, Monika und Hilde im rechten Etagenbett. Die anderen schliefen fest.

»Im Moment ist Doktor Schweitzer auf Reisen«, fuhr sie fort. »Er benötigt dringend ganz viel Wellblech, weil es überall hereinregnet. Die Dächer der Hütten sind aus Schilf. Mein Vater hat die Leitung des Spitaldorfs übernommen, solange der Oganga fort ist, so nennen die Neger den Urwalddoktor. Papa steht kurz vor der Entdeckung eines Mittels gegen eine heimtückische Durchfallkrankheit, die man bekommt, wenn man bestimmte Urwaldbeeren isst.«

»Die Neger wissen doch bestimmt, dass diese Beeren giftig sind«, wandte Friederike von links oben ein.

»Ja, aber die Beeren werden von Tieren gefressen und die Neger essen eben diese Tiere.«

»Au weia«, sagte Janka im Bett unter Friederikes viel zu laut. Man konnte im Dunkeln hören, wie sie sich auf den Mund schlug.

»Mein Vater meint«, erzählte Reni weiter, »dass auf den Beeren Bazillen leben, die die schlimmsten Feinde in

Lambarene sind. Weil es in Afrika keinen Winter gibt, werden sie nie von der Kälte abgetötet, sondern vermehren sich immer weiter.«

»Und was ist mit den Blättern und dem Laub?«, fragte Monika von rechts.

»Die bleiben in Afrika immer an den Zweigen, Dummerchen«, sagte Hilde über ihr. »Das hat uns Reni doch gestern erklärt. Wahrscheinlich bist du wieder eingeschlafen.«

»Überhaupt nicht!«, zischte Monika.

»Reni, erzähl uns von der schwarzen Bubenschule, bitte«, flüsterte Karin herunter. »Wie furchtbar schwarz die Negerjungen alle sind.«

»So kohlrabenschwarz«, sagte Reni, »dass man sie in der Nacht nicht sieht, selbst wenn sie im Dunkeln ganz nah an einem vorüberschleichen.«

»Aber sie stinken doch«, vermutete Janka.

»Nicht mehr als du, wenn du morgens gähnst«, zischte Hilde herunter.

Die Mädchen lachten.

»Sie stinken, weil sie eine fremde Rasse sind, das weiß doch jeder«, erklärte Monika.

»Und weil sie dort keine Wasserhähne haben, so wie wir«, fügte Reni hinzu. »Es gibt für alle nur einen einzigen tiefen Brunnen und das Flusswasser.«

»Drüben auf dem Schlömerhof gibt es für das Gesinde auch nur einen Brunnen«, sagte Karin. »Deshalb stinkt dein Jockel ja auch wie ein Neger.«

»Er ist nicht *mein* Jockel«, versetzte Reni und lenkte das Interesse schnell wieder auf das Urwaldspital. »Papa sagt, dass es die Neger viel länger auf der Erde gibt als uns. Natürlich sind sie primitiver, das sieht man ja sofort.«

»Man sieht auch, dass sie viel an der Sonne sind«, tuschelte Janka. »Jockel ist fast genauso schwarz, findest du nicht?«

»Halt lieber deinen Mund, Janka«, schimpfte Reni. »Sonst merken die anderen, dass du bloß eifersüchtig bist.«

»Pah!«, machte Janka.

Die andern tuschelten.

»Ihr seid so laut, dass wir morgen eine Strafe kriegen«, drohte Friederike von oben. »Nächsten Monat ist Musik im Dorf und wir werden wieder nicht hindürfen.«

»Dann schlafen wir jetzt eben«, sagte Reni.

»Nein, bitte!«, flehte Hilde von rechts oben. »Ich bin ganz munter und kann noch nicht schlafen.«

»Weil du an Jockel denkst«, meinte Karin.

Hilde schoss ein scharfes »Ziege!« gegen sie zurück.

»Erzähl noch was, Reni!«, bettelte Friederike. »Noch eine einzige Minute, noch eine klitzekleine Sekunde ...«

»Die Negerbuben schlafen alle zusammen in einem großen Haus aus Lehm und Stroh«, erzählte Reni weiter. »Sie tragen nur Lappen um die Hüften und besitzen nicht einmal Hemden. Meine Mutter erklärt ihnen jeden Tag, wie man sich die Hände waschen muss, aber sie tun es nicht.«

»Pfui«, sagte Hilde.

»Sie waschen die Hände mit Sand«, ergänzte Reni.

»Mit Sand?«

»Natürlich. Es gibt nur Sand in der Wüste«, flüsterte Janka.

»Es ist ein Urwaldspital, kein Wüstenspital«, wandte Friederike ein.

Reni quietschte mit den Federn ihres Bettes. »Es gibt nur Lehm und Stroh für die Dächer der Häuser. Meine Eltern haben schon ein Dutzend neue Häuser bauen müssen, weil jedes Haus beim nächsten Regen einfach zerfließt. Es gibt auch keine Steine. Außerdem müssen die armen Neger oft Schlangen und Skorpione essen. Es herrscht die reinste Not.«

»Igitt!«, rief Karin.

»Die Steine sind vor langer Zeit zersprungen, weil alle Neger nachts so laut schnarchen wie Monika«, flüsterte Hilde.

Tatsächlich hörte man ein leises Schnaufen und Prusten. Das Lachen der Mädchen hörte nicht auf.

»Wenn wir einmal tanzen dürften zur Musik im Dorf, Reni, mit wem würdest du am liebsten ...?«, fragte Karin von oben herunter.

Janka kam Reni mit der Antwort zuvor: »Natürlich mit dem krummen Dietrich aus Abtsroda. Sie sagen, er kann mit der Hand Fische aus dem Teich fangen. Mir wären die zu glitschig.«

»Sie will nur mit dem Führer tanzen, wo sie doch so kluge und gebildete Eltern in Afrika hat«, sagte Hilde und gluckste vor Lachen.

»Du musst dich gerade lustig machen«, entgegnete Reni. »Du träumst doch jede Nacht von ihm. Am liebsten würde sie mittags mit den Mädchen im Hof spielen und die falschen Haarsträhnen und Fingernagelschnipsel des Führers anhimmeln.«

»Hexe!«, zischte Hilde.

»Er würde keine von uns auch nur einmal ansehen«, sagte Janka ernst. »Nicht mal dich, Tausendschön.«

»Oh, vielen Dank, Fräulein Janka«, flüsterte Reni. »Jetzt schlafen wir wirklich.«

»Nein.«

»Doch.«

»Erzähl uns noch ein bisschen!«

»Morgen, beim Kartoffelschälen.«

»Versprichst du es?«

»Dumme Gans!«

»Schwör es uns, Reni! Sonst holt dich der krumme Dietrich aus Abtsroda und schleppt dich in den Wald ...«

»O nein! Ich schwöre es!«

# Die Gemeinschaft

Seltsam, dachte Waltraut Knesebeck, dass es Gesichter gibt, die jeder beim ersten Anblick ungewöhnlich schön, harmonisch und anziehend findet. Ihr gefiel das Gesicht der Greta Garbo sehr oder das von Errol Flynn, aber das verriet sie niemandem. Vor einem Jahr war sie bei einem Besuch in Kopenhagen in einem Kintopp gewesen und hatte die Garbo als Mata Hari\* gesehen, wie sie als Geliebte des russischen Generals Schubin Spionage betreibt.

Reni Anstorm war vor ein paar Wochen erst fünfzehn Jahre alt geworden, aber sie hatte ein Gesicht und eine Anmut, die jeden sofort fesselten. Die großen blauen Augen standen im richtigen Abstand zueinander, die Höhe der Wangenknochen stimmte, Schwung und Farbe ihrer Lippen, die Nase fügte sich in alles, die Zähne waren gerade gewachsen, regelmäßig, weiß, die Stirn, das Kinn ... alles harmonierte. Wie bei Mata Hari oder Flynn. Was für ein ungewöhnliches Geschenk!

Reni lebte seit ihrem elften Lebensjahr im Heim. Sie war von der Behörde hergebracht worden, kurz nachdem sie, Waltraut, selbst erst einundzwanzig Jahre alt, die Stelle als Erzieherin angetreten hatte und in Haus Ulmengrund eingezogen war.

So schön wie ihr Gesicht war auch Renis Haar, dessen Glanz und ungewöhnliche Länge Waltraut zu Tränen rühren konnten. Selbstverständlich ließ sie sich nichts anmerken.

Reni trug das Haar geflochten und zu einem großen Nest zusammengesteckt. Das Flechten der Zöpfe fand jede Woche statt, wenn sich Reni das Haar wusch. Alle Mädchen wollten daran flechten und wechselten sich ab. Es dauerte. Reni hielt still und summete Lieder. Wenn sie so draußen auf dem breiten Korbstuhl in der Sonne saß und die Augen

geschlossen hatte, empfand Waltraut Lust, an ihrem Haar zu riechen.

Diese Gefühle waren heimlich und geheimnisvoll und tief in ihr verborgen. Reni durfte unter keinen Umständen auch nur das Geringste davon ahnen. Waltraut wurde zuweilen absichtlich ein bisschen streng mit ihr. Aber leicht fiel es ihr nicht. Reni war nicht nur schön, sondern auch gescheit; sie war eine gute Schülerin, hatte ein freundliches Benehmen, war hilfsbereit. Ein Engel eigentlich.

Waltraut verließ ihr Zimmer. Im Speisesaal wurde gefrühstückt.

Es waren einundsechzig Mädchen zwischen sieben und fünfzehn Jahren. Spätestens mit sechzehn verließen sie das Pensionat, arbeiteten in der Stadt als Dienstmagd, gingen auf eine Haushaltsschule oder nahmen an Feld- und Ernteeinsätzen teil.

Die Mädchen flüsterten, klirrten mit den schweren, altweißen Tassen und Tellern und dem Besteck. Einige der Mädels waren Waisen. Auch Reni kannte ihre Eltern nicht. Aufgewachsen war sie bei einer Tante, bis zu deren Tod. Weitere Angehörige gab es nicht.

Alle wussten, dass Reni gerne Rollen spielte, dass sie viel Fantasie hatte. Vielleicht zu viel Fantasie, das tut ja auch nicht gut. Waltraut ließ Reni nie aus den Augen. Sie war *ihr Kind*, wie eine Tochter.

Waltraut betrat den Speisesaal. Die Mädchen grüßten sie. Sie war beliebt. Die Kinder mochten sie, weil sie von allen Erzieherinnen die freundlichste, geduldigste, die »modernste« war. Sie hatte einmal zufällig mitgehört, wie einige der Mädels das Wort über sie geflüstert hatten.

»Guten Morgen. Und was gedenken die jungen Damen am heutigen Sonntag zu unternehmen?«, fragte sie quer über den Tisch, an dem Reni mit ihren Freundinnen saß.

Friederike zog die Augenbrauen hoch und strich sich vornehm mit Zeige- und Mittelfinger über die Wange. »Wir geruhen zu lesen, Mademoiselle Knesebeck. Leider ist die

Vorleserin außer Haus. Ach, nun ja, da muss man eben selbst einmal einen Blick in die Seiten tun, nicht wahr?«

Alle lachten.

»Und was werden Sie lesen?«

»Oh, wir neigen zu Adalbert Stifter.«

»*Bunte Steine*?«

»Ich denke, ja«, sagte Friederike und prustete heraus. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schüttelte den Kopf. »Nein, wie schrecklich! Stifter! Wie kann man nur so etwas lesen? Es ist langweilig und es passiert nie etwas Interessantes.«

»Sei nicht ungerecht«, wandte Waltraut ein.

Karin meldete sich. »Sie liest heimlich Stefan Zweig.«

»Stimmt das, Friedel?«

»Nachdem Karin mich verraten hat, kann ich es nicht mehr leugnen«, sagte Friederike. »Ist es unverzeihlich, Fräulein Knesebeck?«

Waltraut lächelte. »Ich bin nicht sicher, ob Frau Misera davon begeistert wäre, wenn sie es erfahren würde.«

Reni blickte vom anderen Tische herüber. »*Brennendes Geheimnis*.«

»Oh!«, machte Waltraut.

»Und Monsieur Stendhal, *De l'Amour*«, fügte Reni mit ihrer warmen, weichen Stimme hinzu.

»Sieh an, so gebildet sind wir also«, stellte Waltraut fest und schob erstaunt die Unterlippe vor. »Woher habt ihr solche Bücher?«

»Wir haben sie gar nicht«, antwortete Reni und lächelte gespielt traurig. »Wir hätten sie aber gerne. Wir haben sie in der Schulbücherei gesehen, aber sie stehen wie Giftflaschen in einem verschlossenen Glasschrank.«

»Aha.«

»Wir möchten wissen, warum man sie vor uns verschließt«, sagte Karin. »Es ist doch interessant, dass sie verschlossen werden, oder?«

Waltraut pflichtete ihr bei. Sie wusste nur nicht, wie sie erklären sollte, was zu erklären sich anbot.

»Das Buch vom Doktor Schweitzer gehört am Ende auch dazu«, sagte Reni. »Glauben Sie, es ist gefährlich, diese Bücher zu lesen?«

»Du denkst an Werther und die vielen jungen unglücklichen Leser, die ihm nacheiferten.« Waltraut liebte den *Werther*, aber auch Stefan Zweigs Erzählungen, in denen sich Menschen zu Gefühlen bekannten, die man für gefährlich halten konnte, die es womöglich waren, die aber dennoch als ehrliche, reine Empfindungen ihrem Herzen entsprangen.

»Wenn man die Kindheit hinter sich lässt, ist vieles gefährlich«, sagte sie und ärgerte sich über ihre Feigheit. Anstatt stolz zu sein, dass die Mädchen sich ihr anvertrauten, wich sie aus und schielte nach der Flurtür, ob nicht die Pensionatsleiterin hereinkam und womöglich schon von draußen gehört hatte, worüber sie redeten.

Was nicht ungefährlich wäre.

Erst vor ein paar Wochen war eine *Micky Maus Zeitung* aufgetaucht, die keine Besitzerin zu haben schien. Frau Misera hatte nicht gezögert, in ihrer Eigenschaft als Leiterin eine Art Kriegsgericht einzuberufen, um herauszufinden, wer »diesen Schund eingeschleust« hatte. Das betreffende Mädchen kroch erst zu Kreuze, nachdem die Leiterin damit gedroht hatte, allen Kindern die diesjährige Adventfahrt nach Fulda zu versagen, wenn sich die Übeltäterin nicht binnen dreier Tage zu erkennen gebe. Es wurden sechs lange Wochen Stubenarrest über sie verhängt, und die Gemeinschaft hatte einen schneidigen Vortrag anzuhören, warum diese Art amerikanischer Unkultur junge Menschen verrohe und ihr sittliches ebenso wie ihr ästhetisches Empfinden auf das Niveau von Negergesellschaften herabsinken lasse.

Als Waltraut Knesebeck sich um die Stelle beworben hatte, war ihr klar, dass sie es nicht mit einem katholischen

Provinzweisenhaus zu tun hatte, ganz zu schweigen von einem der entsetzlichen Fürsorgeheime für »Unerziehbare« oder »erbkrankverdächtige Zöglinge«. Haus Ulmengrund war mit seinen sechzig Mädeln eine weltvergessene, fast klösterliche Oase, eine von sehr wenigen, die einzige vielleicht im ganzen Land.

Das Haus hatte sich in Jahrzehnten einen unter Pädagogen guten Ruf geschaffen und ihn sogar über die Not der Weimarer Jahre hinweg erhalten können. Finanziert von rheinischen Industriellen, die im Hintergrund blieben, war das Haus seit Anfang des Jahrhunderts ein Sammelpunkt fortschrittlicher Erzieher und Reformer geworden, die der Auffassung waren, dass die Verwahrlosung verwaister Kinder *nicht* ausschließlich erblich bedingt sei. Damit war Haus Ulmengrund freilich immer ein exklusives Experiment geblieben. Durchaus zum Glück.

Die Zukunft erschien Waltraut indes ungewiss. Man hörte dies, man hörte das, und wenn sie ehrlich war, machte sie sich seit ein paar Monaten Sorgen, ob die sich wandelnde Zeit nicht auch in Ulmengrund ihre Spuren hinterließ.

»Unsere Welt verändert sich«, sagte sie vorsichtig. »Die Älteren von euch werden das selbst beobachten.«

»Es gibt weniger Not, Fräulein Knesebeck«, sagte Hilde.

»Und wieder Arbeit für alle«, fügte Friederike hinzu. »Das haben wir dem Führer zu verdanken.« Sie hatte ein kleines, spitzes Gesicht, eine piepsende Stimme und erinnerte Waltraut an ein putziges Tier mit Samtpfötchen und winzigen Ohren.

»Jeder hofft, dass sich die Dinge zum Besseren wenden«, sagte Waltraut. »Überhaupt glaube ich fest, dass die meisten Menschen guten Willens sind. Jeder will das Glück finden, und es gibt viele Denker, die diese Meinung teilen würden ...« Sie schaute zur Flurtür. »Nur würden manche Philosophen einwenden, dass die Menschen nicht immer gute Absichten hegen, sobald sie in Gruppen handeln.«

»Dabei ist die Gemeinschaft doch das Wichtigste«, stellte Karin fest.

Waltraut hätte ihr gerne recht gegeben. »Der einzelne Mensch ist vielleicht nicht immer derselbe, der er zu sein scheint.«

»Das verstehe ich nicht, Fräulein Knesebeck«, sagte Friederike. »Und was hat das mit den eingeschlossenen Büchern zu tun?«

Die Mädchen sahen sie an.

Sie lächelte unsicher. »Wenn es so einfach zu erklären wäre ...«

Die hinteren Mädchen beugten sich neugierig vor, um Waltraut zuzuhören.

Waltraut bereute es für einen Augenblick, sich in das Thema vorgewagt zu haben. Wieder schaute sie zum Flur, weiterhin zornig über ihre Angst, die Leiterin könnte hereinkommen. Es gab, wie Waltraut fand, einen dünnen Riss zwischen dem Ruf des Hauses und seiner jetzigen Führung. Aber der Spalt war so schwer auszumachen, dass es Vorkommnisse wie den Ärger wegen der *Micky Maus Zeitung* hatte geben müssen, um ihn sichtbar werden zu lassen.

Sie sagte: »Jeder Mensch verändert sich und der Geist einer Gemeinschaft muss dem Rechnung tragen ... Du zum Beispiel, Reni. Wer bist du?«

»Ich bin ich, Fräulein Knesebeck.«

Waltraut war gerührt von dieser Antwort. Sie merkte plötzlich, dass sie nicht mehr sicher war, was sie erklären wollte. »Entschuldige bitte, Reni. Ich wollte nur sagen, dass wir uns alle andauernd verändern. Aber es tut nicht immer gut, die eigene Veränderung wahrzunehmen.« Sie zögerte, weil sie jetzt merkte, dass die Mädchen nicht verstanden, was sie meinte. Eigentlich hatte Reni nur wissen wollen, ob es gefährlich sei, gewisse Bücher zu lesen. Und dann hatte sie, Waltraut, sich in die These verrannt, dass das Handeln der Gemeinschaft oder eines Volkes keineswegs immer das

Patentrezept war, mit dem eine Nation in eine bessere Zukunft marschiert – während ganz Deutschland momentan nichts anderes zu tun erklärte! Auch Frau Misera übrigens, als Leiterin von Haus Ulmengrund.

Waltraut sah wieder flüchtig zum Flur. Mitten in ihre zunehmende Beklemmung hinein sagte Reni plötzlich: »Sie meinen bestimmt, dass jeder das ist, was er sein möchte oder was er glaubt zu sein.«

Hilde kicherte, wurde aber gleich wieder ernst.

Waltraut starrte Reni an und musste sich zwingen, den Blick zu senken. Sie war oft gefangen von der Schönheit dieses Mädchens und fragte sich zuweilen, ob die Gefühle falsch und übertrieben waren.

Endlich sagte sie: »Ich hätte es nicht treffender sagen können, Reni. Vielleicht erfindet sich ja auch jeder ein bisschen selbst, wenn ...«

»*Wenn was?*«

Waltraut fuhr herum.

»Wenn was, Fräulein Knesebeck? ... Ich höre.« Frau Misera war nicht durch den Flur in den Speisesaal gekommen, sondern von der anderen Seite, aus der Küche. Sie lächelte auf ihre sonderbare Art. Ihre Stimme klang stets weinerlich; als Leiterin und Mensch war sie jedoch robust.

Waltraut fühlte sich wie gelähmt. Und Frau Misera hörte nicht zu lächeln auf. Sie wartete auf eine Antwort. Waltraut wäre am liebsten hinausgelaufen.

»Glauben Sie nicht, dass Sie die Kinder überfordern?«, fragte Frau Misera. »Ich möchte Sie sehr bitten, gewagte Betrachtungen wie diese in Zukunft zu vermeiden. Oder seien Sie konsequent.«

Waltraut verstand nicht, was sie meinte, und sah sie fragend an.

»Wenn man sich selbst *erfindet*«, fuhr die Misera fort, und der beißende Unterton war nicht zu überhören, »so etwas meinen Sie doch, nicht wahr? Wenn man sich selbst erfindet, muss man auch konsequent sein. Jeder hat bei

solcher Freiheit auch die Pflicht, die sozialen Folgen dieses Eigensinns zu beachten.« Sie machte eine Pause, während der sie in die Gesichter der Mädchen blickte. »Die Gemeinschaft kann dabei verloren gehen, bitte bedenkt das! Wenn ich nur auf mich selbst schaue, verliere ich die Bindung zu den anderen.« Sie sah Waltraut an, wartete aber keine Reaktion ab, sondern fügte hinzu: »Nach dem Frühstück, meine Damen, gibt es Dienste in der Küche, vergesst das bitte nicht.« Ohne ein weiteres Wort verließ sie den Speisesaal.

»Entschuldigt, Kinder. Ich ...« Waltraut flüchtete, ging der Misera nach. Ihre Augen brannten, und sie fühlte sich, als würde ihre Stimme gleich versagen.

# Flausen im Kopf

Der Schlömerhof lag eine halbe Fußstunde westlich der Wasserkuppe. Er gehörte zu den Ländereien von Gut Haardt. Der Besitz und seine Nutzflächen erstreckten sich von Maiersbach über Schwarzerden bis vor die Ausläufer des Rhöngipfels, dessen baumloser Saum vom winzigen Scheunengiebelfenster aus in der Ferne zu sehen war.

Die Wasserkuppe war ein hoher, glatter Wiesenhelm, über dem sich der Himmel erhob, im Winter weißlich, im Sommer oft stahlblau. Dann konnte Jockel auch die Segelflieger sehen, vor allem wenn der Wind von Osten wehte. Es sah friedlich aus.

Das Giebelfenster in der Scheune gehörte Jockel ganz allein. Er hatte sich vor Zeiten aus alten Brettern ein Gerüst gebaut, das breit genug war, um bequem darauf zu sitzen. Seine Knie berührten die raue Giebelwand, die Hände konnte er auf den von Spinnweben verzierten Rahmen legen. Der Wind sang und surrte durch die Ritzen, aber das störte überhaupt nicht, denn es war das gedämpfte Dröhnen der Motoren und die Erde lag tief unter ihm und das Fensterglas gehörte zur Kanzel seiner *Fokker 36*.

Er fragte sich, was passieren würde, wenn er »desertierte«, wenn er einfach weglief zu den Segelfliegern. Was würde der Vater tun? Würde er ihn suchen lassen und fast zu Tode prügeln? Denkbar war es.

Wann er die Segelflieger das erste Mal gesehen hatte, wusste Jockel nicht. Sie waren schon immer dort gewesen und gehörten in den Himmel wie die Bussarde und Weihen, die über den Feldern ohne einen Flügelschlag ihre lautlosen Kreise drehten und klagend zu ihm herunterriefen. Klagend, obwohl ihr schwebender Flug das Schönste war, das er sich vorstellen konnte.

Als er noch nicht zur Schule ging und am Nachmittag in den Ställen und auf den Feldern bis in den Abend hatte mitarbeiten müssen, war er tausendmal alleine nach Schwarzerden und weiter gelaufen, hatte den Hang erklommen, sich ins Gras gesetzt und zugesehen, wie die älteren Jungen der Flugschule ihre Schulgleiter aus dem Tal die Wiese hinauf bis zum Gipfel schoben. Oben stieg einer von ihnen in den offenen Sitz, legte sich die Gurte um und wurde von den anderen an zwei langen dehnbaren Seilen über die Wiese nach unten gezogen.

Das Flugzeug rutschte übers Gras, wurde schneller und schneller und schließlich schwebte es. Es segelte, es flog! Das Seil fiel aus dem Haken, die »Gummihunde« ließen sich im Rennen fallen und blickten dem Flieger hinterher, der nun den Berg hinuntersegelte, ein paar flache Kurven flog und in der Tiefe, recht klein geworden, landete. Eine Flügelspitze kippte auf die Seite, und der Pilot kletterte heraus und winkte, bestimmt froh und stolz, dass alles heil geblieben war.

Jockel war nun fünfzehn Jahre und damit alt genug, um mitzumachen. Aber er hatte keine Zeit. Die Schule und die Arbeit und der Vater sowieso! Dabei kannte er nur diese eine Sehnsucht. Von jeher schien ihm, dass er keine Arme, sondern Flügel hatte, und das Fliegen, Schweben, die stillen Vogelkreise waren wie ein Geist darin versteckt. Manchmal, wenn er, todmüde von der Feldarbeit, den Weg nach Hause lief, stieß er den hohen Raubvogelruf hervor und hatte Grund zu klagen, weil er wusste, dass ihn der strenge Vater niemals zu den Segelfliegern lassen würde.

Jockel verstand die Eltern, die seinen Bruder Helmuth und ihn zwangen, bei der vielen Arbeit mitzuhelfen. Einerseits. Es ging nicht anders und war erforderlich, damit sie wohnen und essen konnten.

Helmuth, der Ältere von ihnen, träumte davon, zur See zu fahren. Aber auch er durfte beim Essen nie darüber sprechen. Die Mutter hatte es verboten, weil sonst der Vater

wütend wurde. »Wenn wir mal irgendwann Fleisch auf dem Teller haben, dann gibt's dazu auch Flausen«, pflegte er zu sagen.

Fleisch gab es fast nie. An Ostern ein Karnickel, Weihnachten ein Stück Geflügel. Der Bauer Schlömer war geizig und die Eltern waren nun mal seine Knechte; der Gutsherr, er war ein Graf, war vornehm und wechselte kein Wort mit dem Gesinde, wenn er im Monat einmal kam und nach dem Rechten sah. Er, Jockel, war sogar einmal von ihm getreten worden, weil er im Weg gestanden hatte.

Die Arbeit war sehr hart. Die Familie stand wie alle Knechte und Mägde um fünf Uhr auf. Jockel half bis halb sieben in den Ställen mit, dann ging er nach Gersfeld in die Schule, kam mittags zurück, aß etwas, ging in die Felder oder schlug Holz klein, half den Knechten an der Bandsäge, brachte neue Zaunpfähle auf die Weiden, trieb das Milchvieh hinaus oder herein, mähte Gras, sammelte Fallobst an den Wegen und Chausseen oder ging der Bäuerin im Hausgarten zur Hand. Mit zwölf Jahren hatte er gelernt, Körbe zu flechten, und wusste längst, welche Handgriffe der Hufschmied von ihm verlangte, wenn er auf den Hof kam, um die Pferde zu beschlagen. Im Sommer wurde das Heu in die Scheunen gebracht, und Jockel musste darauf achten, dass am Ostgiebel ein schmaler Gang frei blieb und sich der Bauer nicht über sein Sitzbrett am Fenster ärgerte. Die Bäuerin machte alle zwei Wochen Butter und Jockel kurbelte dann das Fass.

Er war längst kein Kind mehr, nicht mal mehr ein Junge mit seinen fünfzehn Jahren, was die Statur betraf. Als Arbeitskraft war er den Erwachsenen fast ebenbürtig und damit unverzichtbar. Er war ganz und gar gefangen wie sein Bruder, gebunden an die Eltern und den Schlömerhof, an die bäuerliche Tätigkeit. Es gab für ihn keinen anderen Beruf.

Im Frühjahr war er das letzte Mal aus der Schule gekommen und hatte ein gutes Zeugnis mitgebracht. Die Eltern hatten sich gefreut. Aber nicht über die Noten,

sondern weil er nun den ganzen Tag mitarbeiten konnte, nicht nur am Nachmittag und in den Ferien.

Der Vater des Vaters war Knecht gewesen und dessen Vater ebenfalls. Die Familie der Mutter dagegen stammte aus der Schweiz, aus einem entlegenen Tal. Dort floss anderes Blut. Die Mutter hatte Jockel von einem Onkel erzählt, der eigentlich Bergbauer gewesen war und außerdem ein Wirrkopf und Erfinder.

In den Bergen lagen die Wiesen in höchsten Höhen und waren in Frühjahr und Herbst der Nässe wegen kaum erreichbar. Der Onkel habe getüftelt, geschreinert, geschmiedet, gebaut, so lange, bis ihm eine überaus nützliche Erfindung gelungen war, mit der er nach Zürich gereist sei, um sie beim Patentamt zu melden.

Das sei 1914 gewesen, bei Ausbruch des Weltkriegs, und als die Patentbeamten die Erfindung sahen, hätten sie eine druckfrische Zeitung auf den Tisch gelegt. Darauf sah man englische Panzerfahrzeuge mit Kettenrädern, die jeden Morast bezwangen.

Der Onkel habe verstanden und sei auf seinen Berghof zurückgekehrt. Seine Erfindung war also ein »Kettenfahrzeug« gewesen, wenn auch nur eine primitive Karre, die, von Ochsen gezogen, viel leichter zu den höchsten Wiesen kam und nicht mehr stecken blieb. Jetzt fuhr man in den Krieg damit und tötete.

Jockel fragte sich, was aus der Erfahrung des Schweizer Onkels zu lernen war. Gab es ein Schicksal, das Lebenspläne zielgenau durchkreuzte? Oder gab es umgekehrt ein Glück im Leben, das aber genauso mutig herausgefordert werden musste? Der Onkel hatte einfach Pech gehabt. Wäre er ein paar Jahre früher mit seiner Erfindung nach Zürich gefahren, wäre er reich geworden, weil eine Fabrik ihm die Idee abgekauft hätte. Reich, aber vielleicht auch unglücklich, überlegte Jockel. Am Ende wäre das Patent nach England verkauft worden, um daraus Panzer zu bauen, mit denen man Menschen totschießt.

Was also würde geschehen, wenn er, Jockel, sein Schicksal herausforderte und ohne das Einverständnis des Vaters zur Wasserkuppe lief, um sich zum Piloten ausbilden zu lassen?

Er spielte mit dem Gedanken, die Mutter zu fragen. Aber er hatte nicht den Mut, und wenn er ehrlich war, fehlte ihm das Vertrauen, ob die Mutter ihn nicht an den Vater verraten würde und er eine neue Tracht Prügel bekam angesichts solcher Ideen und Pläne. Der Vater hatte eine lose und harte Hand.

»Unsereins hat keine Pläne und Ideen zu haben«, hatte er erklärt, als er vor langer Zeit die Erzählung der Mutter hörte. »Geschah deinem Schweizer Onkel ganz recht, dass ihn die Herren auf dem Patentamt ausgelacht haben.«

»Sie haben ihn nicht ausgelacht«, hatte die Mutter entgegnet.

Der Vater hatte sie finster angeschaut. »Ich hätte ihn ausgelacht. Er ist ein Bauer und kein Ingenieur.«

Jockel schlug Zaunpfähle ein, spannte Draht, reparierte das Scheunendach, fütterte Schweine und Ziegen, half in den Feldern bei der Kartoffelernte. Mittendrin hob er plötzlich den Kopf, machte gekonnt den Greifvogelruf nach und blickte nach Osten, wo in der Ferne der Kamm des hohen, kahlen Berges lag: die Wasserkuppe.

## Wunderbare Menschen

**M**ein Papa ist Arzt, meine Mama Krankenschwester. Sie arbeiten in Afrika im Urwaldspital von Doktor Schweitzer. Leider haben sie keine Zeit für mich, weshalb ich hier mit euch zusammenleben muss. Aber so ist es nun mal.« Reni blickte in die Dunkelheit des Schlafsaals. Einige der Mädchen lauschten, die meisten schliefen.

»Vor ein paar Tagen«, flüsterte sie, »wurde ein kleiner Junge aus Samkita ins Spital gebracht. Er hatte schreckliches Bauchweh und Fieber. Sein Vater hat ihn auf dem Rücken zum Fluss getragen und mit einem winzigen Boot den Ogowe hinab bis nach Lambarene gebracht. Papa hat den Jungen sofort untersucht. Dazu gehört natürlich auch immer, dass er etwas Blut abnimmt und es unter dem Mikroskop betrachtet.«

Im Schlafsaal war es jetzt so still, dass die Mädchen glaubten, die Zikaden und Grillen von Lambarene zirpen zu hören.

»Vater ging zu dem Schrank, in welchem das Mikroskop stand, machte die Tür auf und kriegte einen furchtbaren Schreck. Das Instrument war nicht mehr da.«

»Sag bloß, jemand hat es geklaut«, zischelte Friederike.

»Der Schrank war leer. Papa machte sich sofort auf die Suche. Der kleine Junge hatte Schmerzen und sein Vater war schon ganz verzweifelt. Aber das Mikroskop war nirgendwo zu finden. Da hatte Mama einen Einfall. Sie ließ den großen Gong schlagen, und das bedeutet, dass sich alle im Spitaldorf versammeln müssen, alle Ärzte, Krankenschwestern, Helfer, Arbeiter, sogar die Kinder.«

»Kinder?«, fragte Hilde von oben herunter.

»In Afrika müssen alle Kinder mitarbeiten, das ist ganz normal«, flüsterte Friederike. »Reni, erzähl weiter!«